

CLARISSA LINDEN

*Ich
warte
auf dich,
jeden Tag*

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Februar 2015
Knaur Taschenbuch

© 2015 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Julia von Natzmer

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Darrell Gulin/Corbis; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51605-8

*Für meine Großmütter Ida und Berta
und Großtante Erna,
die ihre Erinnerungen mit mir teilten*

*Alles kann Liebe:
zürnen und zagen,
leiden und wagen,
demütig werben,
töten, verderben,
alles kann Liebe.*

*Alles kann Liebe:
lachend entbehren,
weinend gewähren,
heißes Verlangen
nähren in bängen,
in einsamen Tagen –
alles kann Liebe –
nur nicht entsagen!*

»Alles kann Liebe«,
aus: Marie von Ebner-Eschenbach, Aphorismen.
© Insel Verlag Frankfurt am Main 1986.

Nennt mich Ishmael.

Kapitel 1

*E*s tut mir leid, Erin. Du weißt, ich wünsche dir alles Gute ...«

Bevor er sagen kann »Lass uns Freunde bleiben«, habe ich aufgelegt. Unter Tränen. Tränen der Wut. Tränen der Trauer. Wie oft habe ich mir geschworen, Jeffrey nie wieder anzurufen, ihn endgültig aus meinem Leben zu streichen? Aber heute hat mich die Einsamkeit überfallen wie ein wildes Tier, hat mich in ihre Fänge gerissen und an mir gezerrt, bis ich es nicht mehr aushalten konnte. In dunklen Stunden wie diesen muss ich Jeffrey anrufen. Niemand sonst kennt mich so gut wie er. Niemand sonst kann verstehen, was ich empfinde. Niemand sonst ist mir je so nah gewesen und nun so unerreichbar.

Ruf ihn nicht an, habe ich wie ein Mantra wiederholt, während ich ein Glas Wein nach dem nächsten trank. Dann habe ich doch die Nummer gewählt, habe atemlos gelauscht, bis ich endlich seine Stimme hörte. Seine angenehme, so vertraute Stimme, die so oft »Ich liebe dich« gesagt hat.

Die nie wieder »Ich liebe dich« zu mir sagen wird.

Mit zitternden Händen gieße ich mir ein weiteres Glas Rotwein ein. Nicht, weil er mir schmeckt, sondern weil ich hof-

fe, dass er mir hilft zu vergessen. Aber wie soll ich Jeffrey hier vergessen können? Hier in unserem gemeinsamen Haus, das ich über die langen Jahre unserer Ehe hinweg zu einem Heim gestaltet habe, so, wie ich mir ein Zuhause vorstellte. Ein Heim, warm und behaglich, ein Ort, an dem wir gemeinsam alt werden können. So, wie wir es uns einmal versprochen haben. Ein Versprechen, an dem ich mich festhalte, das ich jeden Tag erneuere. Noch immer hoffe ich, dass auch Jeffrey sich wieder daran erinnert, was wir einander bedeutet haben. Obwohl meine Freundinnen mir raten, loszulassen – was immer das auch bedeuten soll – und weiterzugehen, kann ich nicht einfach vorgeben, dass meine Ehe als etwas Endliches gedacht war.

»In guten wie in schlechten Tagen, in Krankheit und Gesundheit«, das haben wir uns geschworen. Einander beistehen wollten wir, gemeinsam alt werden. Nun sitze ich hier und sehe einer Zukunft ins Auge, die keinerlei Gemeinsamkeit mehr in sich trägt, nur das Alleinsein. An manchen Tagen gewöhne ich mich an den Gedanken, an anderen Tagen, so wie heute Abend, fühlt sich die Einsamkeit erdrückend an. Also habe ich nach drei Gläsern Rotwein bei Jeffrey angerufen.

Als wüsste ich es nicht besser. Nach einem Telefonat mit Jeffrey beginnt mein Leiden von vorne – gehe nicht über Los, ziehe keine zweitausend Dollar ein. Seine neutrale Freundlichkeit schmerzt mehr, als wenn er mich anschreien würde. So, wie ich als Kind bei aufgeschlagenen Knien immer wieder den Schorf von der Wunde kratzte, bis sie blutete, obwohl ich wusste, dass das schmerzhaft enden würde, zieht es mich an einsamen Abenden zu Jeffrey. Automatisch greift meine Hand erneut nach dem Telefon.

Nein.

Einmal ist genug.

Mehr als eine Demütigung am Tag kann ich nicht ertragen.

Ich muss mich ablenken.

Ich könnte fernsehen? Besser nicht, bei meinem Glück lande ich bei einer Serie oder einem Film, in dem zwei Menschen sich finden und über alles lieben. Bis dass der Tod sie scheidet, was aber nicht im Fernsehen zu sehen sein wird. Der Film endet natürlich mit dem großen Glück. So, wie alle Geschichten enden. Mit dem Versprechen ewiger Liebe und ewigen Glücks. Alles Lügen.

Seitdem ich das zu Charlotte gesagt habe, bin ich ihr neues Projekt. Wo sie nur die Energie hernimmt, sich all der Streuner und Verlorenen anzunehmen? Dreibeinige Katzen, halbblinde Hunde und jetzt ich. Charlotte kümmert sich um uns, die wir Hilfe und Betreuung brauchen. Die Katzen und Hunde bekommen einen warmen Platz und mehr zu fressen, als ihnen guttut. Mir hat Charlotte vor langer Zeit einen Job in ihrer Buchhandlung angeboten, der mich von meiner langweiligen Universitätsstelle erlöste. Jetzt stellt sie mir eine Wochenaufgabe, die mich von meinem Elend ablenken und beschäftigen soll. Wenn Charlotte nicht Charlotte wäre, käme ich überhaupt nicht auf die Idee, so ein Spiel mitzuspielen. Aber sie ist nicht nur meine Chefin, sondern auch meine beste Freundin.

»Wenn du bei mir arbeitest, musst du dich auskennen.« Damit fing Charlottes Projekt an. Ich hätte gleich misstrauisch werden sollen, als ich das Funkeln in ihren Augen sah. So schaut Charlotte nur, wenn sie einem Plan folgt. Einem ihrer Rettungspläne. »Nicht nur mit deinen heißgeliebten Europäern, sondern mit unseren amerikanischen Autoren.«

»Nicht wieder *die* Diskussion«, versuchte ich abzuwehren. Seitdem wir uns kennen, streiten Charlotte und ich über Lite-

ratur – ich liebe vor allem die russischen und französischen Autoren. Sie nennt mich euro-chauvinistisch und behauptet, dass ich die Propheten im eigenen Land nicht gelten lasse. »Ich habe brav ein paar deiner geliebten Amerikaner gelesen.«

»Das reicht nicht«, beharrte meine Freundin. »Du musst unseren Kunden helfen können. Denen, die nicht wissen, wie das Buch heißt, das sie lesen wollen, wer der Autor ist oder worum es überhaupt geht.«

»Was macht jemand in einem Buchladen, wenn er das alles nicht weiß?«

»Das ist die falsche Einstellung«, antwortete Charlotte mir, begleitet von einem so typischen Charlotte-Blick, so dass ich nicht weiterfragte. »Ich gebe dir jede Woche einen ersten Satz.«

»Den ich dann fortführen soll?« Als ob ich mein Unglück auf Papier bannen könnte! Glaubt Charlotte ernsthaft, dass schreiben mir darüber hinweghelfen kann, dass Jeffrey mich nach zwanzig Jahren Ehe von einem Tag auf den anderen verlassen hat? Weil er seine große Liebe fand. Gegen diesen Schmerz hilft nichts. Kein Alkohol, kein Weinen, kein Schreien, kein Betteln, kein Toben – ich weiß das; ich habe alles ausprobiert.

»Wir verkaufen Bücher, die bereits jemand geschrieben hat«, sagte Charlotte. Als ob ich das nicht wüsste. »Nein, du sollst herausfinden, zu welchem Buch der Satz gehört, und es lesen. Innerhalb einer Woche.«

»Das schaffe ich nicht. Ich habe so viel zu tun. Mit dem Haus. Hier. Mit allem.«

»Eine Woche. Wenn du früher fertig bist, umso besser.«

Mit Charlotte streitet man nicht, wenn sie so entschieden wirkt. Also habe ich mich seufzend dazu bereit erklärt, ein Buch pro Woche zu lesen. Vor sechs Tagen gab sie mir den ersten Hinweis. In einem Briefumschlag.

Nennt mich Ishmael.

Das ist fast zu einfach. Jeder erkennt den berühmten ersten Satz aus *Moby Dick*. Das Buch zu lesen hingegen erweist sich als deutlich schwieriger. Bisher kannte ich nur den Film mit Gregory Peck, den ich gruselig, aber spannend fand. Diese Spannung entdeckte ich im Roman nicht wieder. Seitenweise lässt sich der Autor Herman Melville über Walfang aus. In viel zu vielen Details. Schon ein paar Mal war ich versucht, das Buch zur Seite zu legen und Charlotte gegenüber zu behaupten, dass ich es gelesen habe. Schließlich weiß ich dank Hollywood bereits, wie die Geschichte ausgeht.

»Lies es. Es hat viel mit dir zu tun«, hat Charlotte gesagt, nachdem ich ihr die Lösung präsentierte. »Und lies es bis zum Schluss.«

Da mir nur noch heute bleibt, bis die Woche um ist, nehme ich das Buch widerstrebend in die Hand. Tief kuschele ich mich in den Sessel ein, den Jeffrey mir zu unserem fünfzehnten Hochzeitstag geschenkt hat, und lese an der Stelle weiter, an der ich gestern mit müden Augen aufgehört habe. Schon nach wenigen Seiten beginne ich zu gähnen.

Das Telefon klingelt.

Jeffrey!

Vor Aufregung lasse ich das Buch fallen. Beim Aufstehen verheddere ich mich in der Decke und stoße mir das Knie am Esstisch, als ich mich endlich von allem befreit habe. Bitte, bitte, lass ihn nicht auflegen, flehe ich. Bitte.

»Hier sind Erin und Jeffrey. Wir sind nicht zu Hause. Ihr wisst ja, wie das geht.«

Zu spät. Ein letzter Schritt, ich zerre den Telefonhörer von der Ladestation.

»Jeffrey?«, frage ich atemlos.

»Erin?«, antwortet die Stimme meiner Mutter.

Oh nein, *sie* hat mir gerade noch gefehlt.

»Hallo, Mum«, sage ich und sende ein stummes Stoßgebet, dass sie bitte nicht nachfragt, warum ich sie eben Jeffrey genannt habe. »Ist etwas passiert?«

Konsterniertes Schweigen am anderen Ende der Telefonleitung.

»Kann ich nicht einmal bei dir anrufen, ohne dass etwas Schlimmes geschehen sein muss?«

»Es tut mir leid.« Wirklich. Mit der linken Hand reibe ich das schmerzende Knie, während ich nach einer passenden Entschuldigung suche. »Es war ein harter Tag.«

»Geht es dir besser?«

»Ja. So langsam. Es war halt ... ziemlich überraschend.«

Die Untertreibung des Jahrhunderts. Aber ich möchte nicht mit meiner Mutter über meinen Ex-Mann reden. Denn sie war von Anfang an der Auffassung, dass etwas mit Jeffrey nicht stimmte. Sicher hat sie die zwanzig guten Ehejahre vergessen und denkt nur daran, dass ihre Prognose sich als richtig erwiesen hat. Jeffrey hat mir das Herz gebrochen.

»Wie geht es Kyle?« Gleich wird sie die Tirade beginnen, die immer auf diese vorgeblich harmlose Frage folgt. »Ich finde es ja nicht richtig, dass der Junge allein in Europa ist.«

»Ach, Mum.« Ich verkneife mir das Seufzen. Zu oft haben wir diese Diskussion geführt. Meine Mutter ist der Überzeugung, dass es ein großer Fehler war, Kyle zu erlauben, in Spanien zu studieren. Beinahe ein so großer Fehler, wie seinen Vater geheiratet zu haben. »Kyle ist glücklich, und seine Noten sind traumhaft.«

Und in Barcelona bekommt er nur am Rande mit, was sich hier in Berkeley abspielt. Wie sehr ich unter der Trennung leide, wie einsam ich trotz Charlottes Freundschaft bin und

wie sehr ich mich aufgegeben habe. Sobald ich mit meinem Sohn telefoniere, was für meinen Geschmack viel zu selten ist, bemühe ich mich allerdings darum, gelassen und zufrieden zu wirken. Kyle hat Jeffreys und meine Trennung besser aufgenommen, als ich erwartet habe. Wahrscheinlich, weil er sein eigenes Leben lebt. Ein Leben, das sich um Architektur, neue Freunde und bestimmt auch Mädchen dreht, auch wenn er mir davon nie etwas erzählt. Ein Leben, in dem ich nur eine Nebenrolle spiele. Ich muss meinem Sohn zugutehalten, dass er nach Berkeley zurückkehren wollte, als er erfuhr, dass sein Vater mich verlassen hat. Aber ich habe abgelehnt. Ich wollte keine dieser Frauen werden, die ihr Kind als Waffe in dem Trennungskrieg benutzt.

»Erin?« Meine Mutter klingt irritiert. Wahrscheinlich hat sie mir etwas Wichtiges sagen wollen, und meine Gedanken waren ganz woanders. »Erin. Hörst du mir zu?«

»Entschuldige, Mum.« Wenn ich nicht aufpasse, kommt sie noch auf die Idee, mich zu besuchen, um mir zur Seite zu stehen. Nicht, weil es ihr ein wirkliches Bedürfnis ist, sondern weil es sich so gehört. Mütter haben für ihre Kinder da zu sein, vor allem in Krisensituationen. »Ich habe gerade an Kyle gedacht. Was hast du gesagt?«

»Dein Vater und ich wollen das Haus verkaufen.«

»Nein!«, platze ich heraus. Nicht das auch noch. Mein Sohn studiert in Spanien, mein Mann lebt mit seiner großen Liebe, und nun wird das Haus meiner Kindheit verkauft. »Das könnt ihr doch nicht machen!«

»Es ist viel zu groß für uns beide.« Bestimmt war es ihre Idee, das Haus aufzugeben, um sich in einer Seniorenresidenz einzuquartieren. Dad würde niemals unser Heim verkaufen. »Seit dem Herzinfarkt kann dein Vater kaum noch etwas im Garten tun.«

»Ihr könntet einen Gärtner einstellen«, schlage ich vor. Die Vorstellung, nie wieder in mein altes Zimmer zurückkehren zu können, bringt die Tränen zurück, die ich so mühsam niedergerungen habe. »Ich zahle auch was dazu.«

»Ach, Erin.« Diesen Tonfall kenne ich nur zu gut. »Woher willst du das Geld denn nehmen?«

In dem Moment begreife ich, was meine Mutter vor mir verbergen will.

»Ihr habt das Haus schon verkauft.«

Schweigen am anderen Ende. Schweigen, das mir ein Schuldgefühl vermitteln soll, obwohl meine Mutter sich schuldig fühlen müsste.

»Warum rufst du überhaupt an, wenn schon alles entschieden ist? Wann zieht ihr aus?«

»In zwei Wochen kommt eine Firma, die uns beim Entrümpeln hilft. Dein Vater und ich dachten, dass du vorher gern deine Sachen aussortieren würdest.«

»In zwei Wochen schon?« Meine Kehle fühlt sich trocken an. Meine Augen brennen. »Ich ... ich habe einen Job. Ich kann da nicht so einfach weg.«

Schließlich wohnen meine Eltern in Oregon, so dass ich nicht mir nichts, dir nichts dorthin fahren kann. Charlotte setzt darauf, dass ich ihr im Buchladen helfe.

»Dann packen dein Vater und ich die wichtigsten Dinge für dich zusammen und schicken sie dir.«

Die Vorstellung, dass meine Eltern in meinen alten Sachen wühlen und entscheiden, was für mich wichtig ist, lässt mir die Haare zu Berge stehen. Auf gar keinen Fall will ich, dass Mum meine Tagebücher oder Liebesbriefe entdeckt.

»Nicht so eilig. Ich spreche morgen mit Charlotte und rufe dich dann an.«

»Grüß sie von uns.«

»Danke. Grüß Dad.«

»Bis morgen.«

Noch lange, nachdem ich den Hörer wieder auf die Ladestation gelegt habe, stehe ich im Flur und frage mich, was wohl noch auf mich wartet. Kann es noch schlimmer kommen?

*Als ich noch jünger und verwundbarer war,
gab mein Vater mir einmal einen Rat, der mir
bis heute im Kopf herumgeht.*

Kapitel 2

*I*ch erwache mit schmerzdem Rücken und blinzele in die Sonne, die mir ins Gesicht scheint. Nach einer weiteren Flasche Wein bin ich über den letzten Seiten von *Moby Dick* im Sessel eingeschlafen. Mein Mund fühlt sich trocken und gleichzeitig pelzig an. Zum Glück habe ich den Wecker gestellt, sonst hätte ich meine Mittagsschicht mit Sicherheit verschlafen. Charlotte wäre mir wahrscheinlich nicht böse, aber der sorgenvolle Blick, den ich von ihr bekäme, wäre mehr, als ich ertragen kann.

Unter der Dusche schlägt der moralische Kater mir seine Krallen in die Seite. Einer der Gründe, warum ich mich selten betrinke. Am nächsten Morgen geht es mir körperlich schlecht, was noch zu verkraften wäre. Schlimmer fühlt sich das schlechte Gewissen an, das ich »moralischen Kater« getauft habe. Das Gefühl, etwas Dummes angestellt zu haben, so wie ein Anruf beim Ex-Mann, der einen nicht mehr sehen und hören möchte. Nachdem ich durch die erste Phase des schlechten Gewissens und der Selbstvorwürfe durch bin, was ich mit eiskaltem Wasser begleite, setzt die zweite Phase ein – düstere Verzweiflung. Alles erscheint mir grau in grau. Schnell drehe ich das warme Wasser auf, aber meine Gedanken bleiben bitter.

Ich werde *nie* wieder glücklich sein.

Mein Leben wird eine Aneinanderreihung trister Tage werden.

Ich bin selbst schuld daran, dass mein Mann mich verlassen hat.

Man sagt, die Trauer über das Ende einer Ehe dauert etwa halb so lange wie die Beziehung – da kommen noch schlimme Jahre auf mich zu.

Mit geschlossenen Augen lehne ich den Kopf an die Wand der Dusche, überlege, was geschähe, wenn ich einfach hier stehen bleibe. Tagelang. Das Wasser auf mich niederprasseln lasse, bis meine Haut aufgeweicht ist. Aber nein, dafür bin ich zu diszipliniert. Ich weiß, dass Charlotte auf mich wartet. Also stelle ich die Dusche ab, putze mir die Zähne und ziehe mich an. Wahllos greife ich in den Schrank, nehme das erstbeste Kleidungsstück, das mir in die Hände fällt. Es ist egal, wie ich aussehe.

Wo ist der verfluchte Gürtel?

Seitdem Jeffrey mich verlassen hat, habe ich zehn Kilogramm abgenommen. Etwas, das ich früher mit Freudentänzen gefeiert hätte. Heute ist es mir egal. Ich müsste mir neue Kleidung kaufen, ein oder zwei Kleidergrößen kleiner, aber allein die Überlegung, etwas auswählen und mich entscheiden zu müssen, erschöpft mich. Lieber ziehe ich die Gürtel enger und akzeptiere, dass die Hose um meine Beine schlackert und tief unter meinem Hintern hängt. Es interessiert ohnehin niemanden, wie ich aussehe.

In düsterer Stimmung schmiere ich mir ein Frühstücksbrot – Erdnussbutter mit Johannesbeermarmelade, aber nicht einmal dessen würzige Süße kann meine Stimmung aufheitern. Einen Kaffee kaufe ich mir auf dem Weg zu Charlottes Buchladen. Meine Kaffeemaschine hat vor drei Wochen ihren

Geist aufgegeben, und bisher habe ich nicht die Kraft gefunden, eine neue anzuschaffen. Die Vorstellung, in einem Geschäft zwischen Dutzenden von Modellen wählen zu müssen, hält mich ab. Entscheidungen darüber treffen zu müssen, ob die Maschine auch Espresso und Cappuccino herstellen soll, ob sie selbstreinigend ist oder gewartet werden muss – all das ist mir zu viel. Da kaufe ich mir lieber jeden Morgen einen *Coffee to go* und unterstütze die lokale Wirtschaft.

An manchen Tagen genieße ich es, die Telegraph Avenue entlangzuschlendern. Ich mag es, die grellen Farben an den Straßenständen in mich aufzunehmen, die Fröhlichkeit der Straßenhändler, das Gewimmel von Touristen und Studenten zu beobachten. An Tagen wie heute jedoch, nachdem ich einen Rückfall bei den Anrufen bei Jeffrey und zu viel Wein hatte, kann ich den Anblick der jungen Menschen, die ihr Leben, die große Liebe und die gewaltigen Enttäuschungen noch vor sich haben, kaum ertragen. Insbesondere die Paare, die eng umschlungen vor den Straßenständen stehen bleiben und alles um sich herum auszublenzen scheinen, wecken in mir den Wunsch zu schreien.

»Noch glaubst du, dass er es ehrlich meint und für immer bei dir bleiben wird«, möchte ich dem hübschen Mädchen in dem Batikkleid entgegenschleudern. Sie hat ihren blonden Haarschopf gegen seinen dunklen gelehnt, voller Vertrauen in die Zukunft. »Aber er wird dich für jemand anderen verlassen. Und du wirst allein bleiben. Alt und einsam.«

Natürlich gebe ich dem Impuls nicht nach, weil ich mich nicht dem Blick aussetzen möchte, mit dem das Mädchen mich höchstwahrscheinlich mustern würde. Dieser Mischung aus Erstaunen und Mitleid gegenüber einer mittelalten Frau, die so sehr aus der Rolle fällt, dass sie wie eine Welt-

untergangsprophetin glückliche Paare anspricht, um sie vor dem Ende zu warnen, das nahe ist. Der Gedanke ist derart absurd, dass ich lächeln muss.

Es ist kühl für Ende September. Ich ziehe meine viel zu dünne Jacke enger um mich, aber das Frösteln will nicht vergehen. Wer wird sich um mich kümmern, sollte ich krank werden? In meinem Hinterkopf antwortet eine Stimme: »Charlotte oder Helen oder Amy«, aber ich will nicht auf sie hören, will mein Selbstmitleid zur Neige auskosten. Sosehr ich meine Freundinnen liebe, so sehr trauere ich meinem alten Leben nach. Meinem perfekten Leben.

Seitdem ich ein kleines Mädchen war, habe ich mir meine Zukunft in einer Zweiheit ausgemalt. Als meine Mutter mir Eisenbahnen und Autos schenkte, quengelte ich so lange, bis ich eine Barbie bekam. Doch bald war ich es satt, Barbie mit unterschiedlichen Kostümen auszustatten und sie zum Shopping zu schicken. Oder ins Büro – darauf bestand meine Mutter. Wieder jammerte ich, bis ich endlich das bekam, was Barbie in meinen Augen erst komplettierte – Ken. Stundenlang konnte ich mich damit beschäftigen, mir ein glückliches Leben für Barbie und Ken auszumalen. Von ihrem ersten Date über die Zeit der Verlobung bis hin zur rauschenden Hochzeitsfeier. In meiner Phantasiewelt bekamen Barbie und Ken viele Kinder und lebten glücklich und zufrieden im Kreis ihrer wachsenden Familie.

Dieser Kindheitstraum hat mich nie losgelassen. Alles bis zur Ehe – Schulabschluss, Studium, Job – sah ich nur als Stationen auf dem Weg zum Glück, zu meiner Bestimmung, zu meinem Ken. Und das Leben meinte es gut mit mir. In meinem zweiten Semester an der Uni traf ich Jeffrey, dessen für Idaho typische Blondheit so gar nichts mit dem dunkelhaarigen Ken gemeinsam hat. Bereits nach dem zweiten Date

wusste ich, dass Jeffrey der Richtige, der Eine für mich ist. Wir mochten dieselben Bücher, dieselben Filme, lachten über dieselben Komiker und engagierten uns politisch für dieselben Zwecke. Jeffrey wünschte sich viele Kinder, ich mir auch. Jeffrey wollte nicht zurück nach Idaho, ich nicht zurück nach Oregon. Wir beide liebten die Sonne Kaliforniens, die bunten Farben Berkeleys und das Meer direkt vor der Haustür.

Nachdem Jeffrey mir einen Heiratsantrag machte, glaubte ich mich am Ziel meiner Wünsche. Der erste Rückschlag kam, als die Ärzte mir nach Kyles Geburt mitteilten, dass ich keine weiteren Kinder bekommen könnte. Das führte dazu, dass ich unserem Sohn meine ganze Aufmerksamkeit widmete, mich ständig sorgte, dass ihm etwas passierte. War das der Moment, in dem wir begannen, uns auseinanderzuleben? Waren wir da nicht mehr Erin und Jeffrey, sondern Erin und Kyle, Jeffrey und Kyle?

Nach außen hin lief alles glatt. Jeffrey bekam eine Festanstellung an der Universität, ich arbeitete halbtags dort, allerdings nicht im wissenschaftlichen Dienst, sondern in der Verwaltung. Doch sobald Charlotte mir die Chance bot, mit Büchern zu arbeiten, ließ ich die sichere Universitätsstelle sausen. Endlich hatte ich einen Job, der mir Spaß machte, auch wenn er deutlich weniger Geld einbrachte. Aber das machte ja nichts. Mein Leben, mein Lebensstandard hing davon ab, was Jeffrey verdiente.

Ich muss aufhören, wieder und wieder diese Gedanken in meinem Kopf zu wälzen wie Sisyphos seinen Stein.

»Du musst nach vorne sehen«, haben meine Freundinnen gesagt, womit sie möglicherweise recht haben, nur kann mir keine erklären, auf was ich vorne sehen soll. Auf mein Leben in zwanzig Jahren, allein, in einem kleinen Apartment, weil

ich mir das Haus nicht mehr leisten kann? Wenn ich Katzen mögen würde, könnte ich mir eine anschaffen, die die Einsamkeit vertreibt. Aber Katzen erinnern mich immer an meinen Großvater, dem die Tiere wichtiger waren als wir Enkel. Und für einen Hund habe ich keine Zeit. Jeden Tag bei Wind und Wetter mit einem Tier spazieren zu gehen, allein der Gedanke macht mich müde. Außerdem bin ich momentan höchstens in der Lage, einigermaßen für mich selbst zu sorgen. Die Verantwortung für jemand anderen – und sei es nur ein Haustier – kann und will ich nicht übernehmen.

Weil ich so tief in meinen Gedanken versunken bin, habe ich nicht aufgepasst und bin falsch abgebogen. Ich bin den kurzen Weg gegangen und nicht den längeren, den ich bevorzuge. Ich versuche, dem kürzeren Weg durch die Telegraph Avenue auszuweichen, weil mich an der Stelle vorbeiführt, wo früher das *Café Intermezzo* eine bunte Gesellschaft von Studenten, Professoren, Universitätsbeschäftigten und Touristen angezogen hat. Im November 1998 zerstörte ein Feuer das Gebäude und nahm Berkeley damit eines seiner traditionsreichsten Cafés. Mit vielen anderen zog ich einen Tag später zur Brandstätte, um mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, dass es das Restaurant nicht mehr gab. Dass das Café, in dem Jeffrey und ich so viel Zeit verbracht hatten, abgebrannt war, erschien mir als Ironie des Schicksals. Denn drei Tage zuvor hatte Jeffrey verkündet, dass er mich verlassen wolle. Im November, mitten in den selbst in Kalifornien grauen Tagen. In der Vorweihnachtszeit. Dass er nicht bis zum neuen Jahr warten konnte, werfe ich ihm immer noch vor.

»Ich konnte nicht mehr warten, Erin«, hat er gesagt und mich dabei gequält angesehen. Mein Mitleid hielt sich in Grenzen. Schließlich hat er mich verlassen und nicht ich ihn.

Noch immer schmerzt es, wenn ich hier entlanggehe. Jedes Mal, wenn ich am Brandort vorbeikomme, werde ich an den verhängnisvollen Nachmittag erinnert. In meinen Augen verbindet sich das Ende des Cafés mit dem Ende unserer Ehe. Daher beobachte ich mit Argusaugen alle Bemühungen der Stadt Berkeley, das *Intermezzo* an anderer Stelle hochzuziehen, auch wenn ich das nie zugeben würde. Für mich ist das Café zu einem Omen geworden: Wenn es der Stadt oder den Eigentümern gelingt, das *Intermezzo* wiederaufzubauen, dann wird es Jeffrey und mir gelingen, unsere Ehe wieder zu beleben. So wie das *Intermezzo* an einem neuen Standort neu beginnen kann, so werden auch mein Mann und ich neu beginnen können. Jede Zeitungsmeldung, dass der Wiederaufbau sich verzögert, verschlechtert meine Laune für Tage; jede Nachricht, die vom Voranschreiten der Bauarbeiten berichtet, lässt mich innerlich jubilieren. Niemals würde ich das jemandem erzählen, vor allem nicht Charlotte. Die würde mich nur für verrückt erklären oder mir noch mehr *Moby Dick* zu lesen geben.

Endlich habe ich *Books Charlotte loves* erreicht. Schmal und unauffällig liegt die Buchhandlung zwischen einem indischen Restaurant und einem Geschäft, das Tees und Kräuter verkauft. Vor allem um die Mittagszeit führt das zu einer intensiven Geruchsmischung in Charlottes Laden. Mal überwiegt der Duft indischer Gewürze, mal der von ökologisch angebauten Kräutern – etwas, was *Books Charlotte loves* etwas Besonderes gibt. Obwohl es dort an sich schon speziell ist. Klein, chaotisch, mit Büchern, die alle nur denkbaren Flächen belegen: Regale, Fensterbänke, selbst die jeweils linke Hälfte der Treppenstufen ist mit Büchern bedeckt. Nicht mit den gängigen Romanen und Bestsellern, wie man sie überall findet, sondern einer lebendigen Mischung aus unterschied-

lichsten Genres und Zeiten, eben all den Büchern, die meine Freundin Charlotte liebt. Sie will niemanden missionieren, aber sie sagt, dass sie nur etwas verkaufen kann, das ihr am Herzen liegt. Das ist auch die wichtigste Voraussetzung, um bei ihr einen Job zu bekommen: Man muss Bücher lieben. Kein Wunder, dass ich dafür die Unistelle aufgab. Damals ahnte ich allerdings noch nicht, dass ich einmal von meinem Einkommen leben müsste.

Bevor mich novembertrübe Gedanken nach unten ziehen, stoße ich die Tür weit auf und atme tief ein. Mittags gewinnt jeden Tag das indische Restaurant. Obwohl ich gefrühstückt habe, meldet sich mein Magen. Die Gerüche nach Curry, Masala und Vindalho sind einfach zu verführerisch.

Charlotte steht mit dem Rücken zum Eingang, den Kopf gesenkt, als ob sie liest. Ihre Silhouette und ihre Farben sind unverkennbar. Selbst wenn es mir noch so schlecht geht, sobald ich Charlotte sehe, fühle ich mich besser. Sie hat diese Wirkung auf Menschen im Allgemeinen, nicht nur auf mich im Besonderen. Vielleicht weil meine beste Freundin so hochgewachsen und rundlich ist, dass sie an freundliche Kindergärtnerinnen erinnert, an die man sich ankuscheln konnte, wenn man sich das Knie angeschlagen hatte. Vielleicht weil sie sich in leuchtende Farben kleidet, die an den Sommertag erinnern, an dem man sich verliebte. Vielleicht weil sie für jeden ein Lächeln und ein freundliches Wort hat, selbst wenn die Kunden mit den seltsamsten Fragen kommen.

»Guten Morgen«, begrüße ich sie. »*Moby Dick* ordnungsgemäß beendet. Was das allerdings mit mir zu tun hat, ist mir schleierhaft.«

»Ahab war besessen von etwas, das ihn ins Unglück stürzen würde. Er hat dem weißen Wal alles geopfert. Seine Ehe,

seine Lebensfreude, sein Boot, seine Mannschaft und schließlich sein Leben.«

»So also siehst du mich.« Einsamkeit umklammert mich. Nicht nur, dass mein Ehemann mich verlassen hat, nun hält meine vorgeblich beste Freundin mich für eine Besessene, die einem unrealistischen Traum nachjagt. Ich beiße mir auf die Unterlippe, weil ich nicht weinen will. »In deinen Augen bin ich neurotisch. Du glaubst nicht daran, dass Jeffrey und ich noch eine Chance haben.«

Ich bin unglaublich enttäuscht. Von meiner Freundin habe ich mehr erwartet: mehr Verständnis, mehr Freundschaft, mehr Unterstützung.

Charlotte mustert mich schweigend. Ich starre zurück, wobei ich noch immer gegen Tränen ankämpfe. Seit Jeffrey gegangen ist, bringen mich Kleinigkeiten zum Weinen.

»Ich halte dich nicht für neurotisch«, sagt Charlotte schließlich. Sanft und gelassen, als spräche sie zu einem ihrer Findeltiere, das beruhigt werden muss. »Du bist nur in der ersten Trauerphase ...«

»Komm mir jetzt bitte nicht damit«, unterbreche ich sie harsch. Du kannst nicht in Berkeley leben, ohne an jeder dritten Ecke über Flyer oder Werbezettel zu stolpern, die Seminare und Workshops zur Trauerbewältigung oder zum Umgang mit Trennungen anbieten. Aber so verzweifelt bin ich nicht, dass ich mich in so eine Gruppe begeben würde. Ich muss nur abwarten und Geduld aufbringen. Dann wird Jeffrey erkennen, was er an mir hatte, und reumütig zu mir zurückkehren. Schließlich geht er noch ans Telefon, wenn ich anrufe. Schließlich hat er gesagt, dass er immer für mich da wäre, wenn ich jemanden zum Reden brauche. Ich muss nur warten können.

»Erin!« Ich schrecke auf. So harsch hat Charlotte noch nie mit mir gesprochen. »Erin. Seit Wochen und Monaten höre

ich mir an, wie sehr du darauf hoffst, dass Jeffrey sich besinnt. Du verdrängst nur.«

»Und *Moby Dick* soll mir helfen«, entgegne ich, deutlich schärfer als geplant. Aber ich mag mir einfach keine guten Ratschläge mehr anhören. Vor allem nicht von meiner Freundin, deren Männerbeziehungen meist eine Nacht nicht überlebten. »Was kommt als Nächstes? Jack London? Nathaniel Hawthorne? Oder Pearl S. Buck? Frauen, die zu sehr lieben?«

»Das hier.« Wieder drückt mir Charlotte einen Umschlag in die Hand. Dieses Mal ist er rosafarben, mit einem bunten Regenbogen, der sich quer über das Papier zieht. Hell und fröhlich – genau das Gegenteil meiner Stimmung. »Finde heraus, was es ist, und lies es.«

»Charlotte!« Meine Stimme ist so laut, dass die beiden Frauen, die in ihren Büchern lesen, seitdem ich in den Laden kam, und bestimmt keines davon kaufen werden, erschrocken aufschauen. »Es ist ja nett, dass ich dein neues Projekt bin, aber ich habe verstanden, was du mir sagen wolltest. *Moby Dick* hat mir die Augen geöffnet.«

»Nimm es und lies es.« Immer noch hält sie den Umschlag in der Hand. Immer noch weigere ich mich, meine Hand auszustrecken. »Du bist kein Projekt für mich. Du bist meine beste Freundin, und ich kann es nicht ertragen, dich leiden zu sehen.«

Schlagartig bricht mein Widerstand zusammen, und ich öffne den Briefumschlag, den sie mir gegeben hat. Auch diesen Satz erkenne ich sofort.

»Sag mal, willst du mich endgültig in eine Depression treiben?«, frage ich scherzhaft, aber mit ernstem Unterton. »*Der große Gatsby* ist ebenso wenig wie *Moby Dick* geeignet, jemanden fröhlich zu stimmen.«

»Wer sagt, dass dich ein Buch glücklich machen soll?«, widerspricht Charlotte. »Im besten Fall hilft es dir, mehr über dich selbst zu erfahren. Oder es erinnert dich an etwas, was du schon viel zu lange vergessen hast.«

»Warum Gatsby?«, frage ich. »Weil er unglücklich liebt?«

»Weil er die Vergangenheit zurückholen will, obwohl er es besser weiß. Niemand kann das so anschaulich beschreiben wie F. Scott Fitzgerald.«

Das also denkt meine beste Freundin von mir. Warum nur fürchte ich, dass sie recht behalten könnte?